

Schicksal und Anteil oder Die salzburgischen Emigranten in Schwabach

Am 29. Februar 1732 näherte sich der hochfürstlich-brandenburgisch-onolzbachischen „Haupt-, Münz- und Legstadt“ Schwabach von Windsbach her ein Zug seltsam gekleideter Personen mit Wägen und Vieh. Es waren etwas über hundert Leute: Hagere vollbärtige Männer mit grünen Spitzhütchen und breiten gestickten Bändern über der Brust, blühende Weiber mit bunten Miedertüchern und schwingenden Röcken. Gebrechliche Alte und Kranke saßen wohlvermummt auf den Fahrzeugen, während größere Kinder mit Hunden, Schafen und Geißen nebenhertrabten. Die Gruppe sang ein klagendes Lied:

I bin a arma Exulant,
a so thu i mi schreiba,
ma thuet mi aus dem Vatterland
um Gottes Wort vertreiba.
A Pilgrim bin i holt nunmehr,
mueß rasa fremde Stroßa,
das bitt i di, mein Gott und Herr,
du wirst mi nit verlosa.
Mein Gott, führ mi in a Stodt,
wo i dein Wort kann hoba,
darin will i mi früh und spot
in meinem Herzel loba (laben).

und versuchte bei guter Zeit noch die Stadt zu erreichen, deren grüner spitzer Kirchturm bereits in der flachen Talsenke vor ihnen aufragte. Dort würden sie etliche Tage ausrasten, um dann trotz der winterlichen Witterung in kleinen Tagesreisen dem Warthe- und Weichselgau zuzustreben, wo ihnen die Königliche Majestät von Preußen neues Siedlungsland versprochen hatte.

Wie weit zurück lag jetzt schon ihre Heimat im Defereggengebirge, mit den in die Wolken ragenden Schneegipfeln, den jähnen Schluchten, den tosenden grünen Bergflüssen, die weiß zerstäubend über die Felsen herabstürzen, den steilen Pässen, den zerzausten Fichten auf den Almen. Hier zogen die Gewässer nur träge dahin, ärmliche Föhrenwälder, Heidekraut und Besenginster deckten den Sand, in dem die Räder mahlten. Dieses Erdreich barg sicher keine so wertvollen Bodenschätze an Salz und Erz wie ihre verlassene Heimat. Schon seit Wochen waren sie unterwegs, sich vorsichtig von einem ins andere protestantische Herrschaftsgebiet durchschlagend. Hundert Jahre nach dem schrecklich verwüstenden dreißigjährigen Religionskrieg erlitten sie nun dasselbe Schicksal ihrer Brüder von damals aus dem Landl ob der Enns, dem Mühlviertel und Kärnten. Der fanatische Erzbischof Firmian von Salzburg hatte Wind bekommen, daß manche seiner Untertanen nur zum Schein Messe und Andachten besuchten, daheim aber hinter verriegelten Türen und verschlossenen Läden in der Bibel lasen und evangelische Prediger anhörten. Wer verraten wurde, hatte die Wahl, entweder reumütig in den Schoß der alten Kirche zurückzukehren, oder auszuwandern. Die hier unterwegs waren, hatten lieber das Land ihrer Väter verlassen, ehe sie ihrer religiösen Überzeugung untreu wurden. Das einzige Tröstliche war die freundliche Aufnahme und Unterstützung, die sie überall bei den deutschen Glaubensbrüdern fanden.

In Schwabach sollten sie neue Beweise christlicher Nächstenliebe erhalten. Die Bürger nahmen sie in ihre Wohnungen auf, beköstigten sie fünf Tage lang mit kräftiger Hausmannskost und schenkten ihnen warme Kleidung für die Weiterreise. Der Rat ließ jedem täglich noch 2 Pfund Brot verabreichen und 7 Kreuzer 2 Pfennige ausbezahlen. In der großen Stadtkirche mit ihren alten schönen Altären *erteilten die Herren Geistlichen jeden Vormittag evangelische Unterweisung*. Am Abend saßen die Flüchtlinge mit den schwabacher Gastgebern um den warmen Ofen und erzählten von Erlebnissen und Zufällen auf dieser Fahrt. In aller Munde war ein freudig bewegendes Ereignis, das sich erst vor wenigen Tagen zugetragen hatte.

Im nahegelegenen Fürstentum Oettingen und zwar in einem Orte, der ihrer Erinnerung nach Altmühl hieß, hatte sich auch ein vermögender Bürgersohn den Zug der Vertriebenen angesehen. Dabei verliebte er sich Hals über Kopf in eines der salzburgischen Mädchen. Aus Schüchternheit getraute er sich nicht, ihm seine Neigung zu gestehen, sondern erkundigte sich unter den Emigranten über Charakter und Herkunft der Erwählten. Alle lobten ihre Hilfsbereitschaft und Umsicht, ihre Tapferkeit und unbedingte Glaubensstärke. Darauf eilte der Jüngling schnurstracks zu seinen Eltern zurück, um ihnen kund zu tun, daß er jetzt bereit wäre, sich zu vermählen, was sie schon jahrelang wünschten. Würde ihm aber seine Auserkorene verwehrt, so wolle er zeitlebens unbeweibt bleiben. Die Wahl eines den Eltern gänzlich fremden Wesens, einer armen, alleinstehenden Flüchtigen, versetzte sie in größte Bestürzung. Nur der Pfarrer erblickte darin einen Fingerzeig göttlicher Fügung und riet, das Mädchen doch wenigstens einmal anzusehen. Der Bursche kehrte wieder zu den Rastenden zurück und fragte die Jungfrau, ob sie bei seinen Eltern in Dienst treten wolle. Die Angesprochene versicherte, fleißig zu dienen, das Vieh sorglich zu füttern, die Kühe zu melken, das Feld mitzubestellen, überhaupt alle in Haus und Hof anfallenden Arbeiten willig und gewissenhaft zu erledigen, denn ihrer ruhigen Natur war das unstete Wanderleben ein Greuel. Hochbeglückt führte sie der Junge ins Haus seiner Eltern und erst die Frage des Vaters, ob sie denn gewillt sei, seinen Sohn zu heiraten, eröffnete ihr die wahren Absichten. „Ei“, entgegnete sie, „will man mich foppen? Euer Sohn hat mich als Magd gedingt und ich wollte mir mein Brot durch treue Dienste erwerben“. Nun mußte der Jüngling gestehen, daß er vom ersten Augenblick an gewillt war, sie zur Gattin zu gewinnen. Da auch die Fremde an dem Jungen Gefallen gefunden hatte, war sie mit der neuen Wendung ihres Schicksals zufrieden und versprach, ihren künftigen Gatten „zu halten wie ihr Aug im Kopf“. Nach ländlicher Sitte überreichte der Bräutigam gleich ein Ehepfand, worauf die Braut aus ihrem Mieder ein Beutelchen zog: „Das ist mein Mahl-Schatz, es sind 200 Dukaten, die ich mir erspart habe“.

Die Zuhörer kamen aus dem Staunen nicht heraus, lobten Gottes wunderbare Führung und sahen darin ein Zeichen, daß dem Gerechten doch alle Dinge zum Besten gereichen müssen. Die Erzählung dieses seltsamen Schicksals machte den Weg durch ganz Deutschland. Im Jahre 1794 kam sie auch Goethe zu Ohren und er erkannte in ihr ein „äußerst glückliches Sujet, wie man in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet“ und gestaltete daraus sein unsterbliches Versepos „Hermann und Dorothea“.

Wie dieses Mädchen schon im Oettingischen abgesprungen war, so lösten sich hier in Schwabach noch ein Dutzend Ehepaare mit ihren Kindern sowie gegen 30 ledige Mams- und Weibspersonen von dem Zuge. Die Übrigen wurden nach Nürnberg geleitet, wo sie in dem Vorort Gostenhof im „Halben Mond“ Quartier erhielten. Dort händigte ihnen der Herr Kammerrat und Kastner von Schwabach *das gnädigst verordnete Viaticum* (Zehrgeld) von 30 Kreuzern aus. Die Zurückgebliebenen wurden durch eine Generalkollekte in allen Kirchen des Fürstentums Ansbach unterstützt. Allein die Schwabacher legten in die Becken vor den Kirchentüren 248 Gulden 28 Kreuzer und die Französische Colonie“ steuerte weiter 160 Gulden bei. Die Opferwilligkeit erlosch auch nicht, als im September des gleichen Jahres noch einmal 47 salzburgische Emigranten erschienen und im Jahre darauf eine neue Gruppe von 180 Köpfen.

Bei diesem letzten Durchzug bewegte allerdings ein tragisches Ereignis lange die Gemüter. Ein 43 jähriger *lediger Kerl*, der in seiner salzburgischen Heimat Bergknappe und später Bauernknecht war, wanderte mit seinem Brotgeber aus. Unterwegs äußerte er mehrmals düstere Todesahnungen und verband damit den Wunsch, wenn er sterben müsse, so doch in einem evangelischen Lande. Am Samstag, den 12. September 1733, *eine halbe Stunde vor Torsperre*, ging der Knecht in den Stadel des Bärenwirts zu Schwabach (in der Höndlertorstraße 12/14, jetzt Brauhaus), um Heu für die Pferde seines Herrn zu holen. In der Finsternis fiel er durch das offene Brettenloch herab und wurde tot in der Scheunentenne aufgefunden. Am Tage darauf trug man ihn zu Grabe und eine unübersehbare Menge aus Flüchtlingen, Bürgern und Handwerkern, gab ihm das letzte Geleit zum Friedhof vor dem Mönchstor. Der redegewandte Diakon Magister Köhler hielt ihm eine ergreifende Leichenpredigt über das Psalmwort: „Denn er hat seinen Engeln befohlen, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest“. Die anfallenden Beerdigungskosten wurden aus der Spitalstiftung bestritten, wie auch die alten arbeitsunfähig gewordenen Vertriebenen Almosen und Pflege bis an ihr selig Ende erhielten.

Der Schwabacher Historiker Johann Heinrich von Falckenstein konnte deshalb in seinem „Chronikon Svabacense“ ohne jede Schmeichelei behaupten: *Alle Salzburgischen Emigranten sind von denen dasigen Bürgern gutwillig und liebreich auffgenommen und nach Nothdurfft gespeiset und versorget worden.*